

Claudia Wallner:

Hat Armut ein Geschlecht?

Veröffentlicht in: Mattes, Christoph (Hg.): Armut ohne Ausweg: Sozialberatung im aktivierenden Sozialstaat. Freiburg 2010

Armut ist ein globales und ein individuelles Phänomen. Armut ist ein Zustand: Menschen sind arm, oftmals über Generationen innerhalb einer Familie. Armut ist eine Lebenslage: Menschen sind Vieles, können Vieles, interessieren sich für Vieles, und unter Anderem sind sie auch arm. Armut ist die Folge wirtschaftlicher und sozialer Gegebenheiten und Entscheidungen. Armut ist multidimensional und dynamisch. Armut ist schwer zu messen, schwer zu definieren. Es gibt in der Armutforschung viele verschiedene Parameter, Definitionen und Messverfahren für Armut, die zu immer unterschiedlichen Ergebnissen darüber kommen, wer von Armut betroffen ist und wie viele. Armut ist nicht statisch, und sie betrifft entgegen der landläufigen Meinung auch nicht nur untere Schichten. Es gibt „Armutskarrieren“ und vorübergehende Armut, es gibt verschiedene Formen von Armut. Armut ist ein gesellschaftliches Phänomen, das die Gesellschaft insgesamt aber auch Individuen betrifft.

Und jetzt soll Armut auch noch ein Geschlecht haben - hat Armut ein Geschlecht? Auch diese Frage wird in der Forschung bislang unterschiedlich beantwortet, wenn inzwischen auch nicht mehr konträr. Spielt die soziale Kategorie Geschlecht im Mainstream der Armutforschung immer noch nur eine marginale Rolle, so wird seit vielen Jahren aus der Frauen- und Geschlechterforschung heraus diskutiert und nachgewiesen, dass Armut durchaus ein Geschlecht hat. Heißt: Männer und Frauen, Jungen und Mädchen sind nicht gleichermaßen von Armut betroffen. Weder die quantitative noch die qualitative Dimension von Armut ist für weibliche und männliche Menschen gleich. Dabei gelten im Wesentlichen folgende Parameter:

- Armut ist weiblicher
- die Unterschiede zwischen den Geschlechtern wirken sich quantitativ insbesondere bei Erwachsenen aus
- bei Kindern und Jugendlichen sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern eher qualitativ denn quantitativ
- die erhöhte Betroffenheit von Frauen findet sich insbesondere bei bestimmten Gruppen von Frauen
- die ungleiche Betroffenheit der Geschlechter von Armut hängt eng zusammen mit den gesellschaftlichen Vereinbarungen bezüglich der Geschlechterrollen.

Es soll hier nicht darum gehen, möglichst akribisch die genauen quantitativen Betroffenheiten von Frauen und Männern aufzuzeigen und nachzuweisen, wie viele Prozentpunkte welches Geschlecht mehr oder weniger von Armut betroffen oder bedroht ist¹. Vielmehr soll - Bezug nehmend auf Studien der Armutforschung -

¹ Siehe hierzu: Bundesministerium für Arbeit und Soziales: 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin 2008; Mogge-Grotjahn, Hildegard: Geschlecht: Wege in die und aus der Armut. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden 2008, S.350-361; ZTG Bulletin 29+30 „Armut und Geschlecht“, Berlin 2005; Strengmann-Kuhn, Wolfgang: Schief lagen bei Kindererziehung und Einkommen: Was ist der Gender-Aspekt von Armut? www.uni-frankfurt.de/~strengma/Schief lagen.pdf

heraus gearbeitet werden, worin Ursachen für ungleiche Betroffenheiten der Geschlechter und hier wiederum spezifischer Gruppen liegen und was soziale Arbeit tun kann und beachten muss, um Gleichberechtigung und Geschlechtergerechtigkeit auch im Bereich der Armutsprävention und -bekämpfung zu fördern.

1. Arm ist nicht gleich arm und Armut hat viele Facetten

Die Armutsdebatte in der BRD ebenso wie die Berichterstattungen in Form von Armuts- und Reichtumsberichten (1. gesamtdeutscher Armutsbericht durch den DGB und den DPWV 1994, 1. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung 2001, zweiter Bericht 2005, 3. Bericht 2008) beziehen sich auf die relative Armut, ebenso staatliche Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung und die Beschreibung von Armutsrisiken. Die Armutsrisikogrenze ist die relative Armutsgrenze. Als arm gilt in der EU, wer über weniger als 60% des mittleren, nach Haushaltsgröße gewichteten Nettoeinkommens verfügt. Hilfsweise wird der Bezug von Sozialhilfe zugrunde gelegt. Die Wahl der Datenquellen, Gewichtungsverfahren und Mittelwerte des Einkommens schwanken zwischen den verschiedenen Methoden und Verfahren der Datenerhebung, so dass es keine eindeutige und allgemein verbindliche Armutsrisikogrenze gibt. Je nach Methode und Datenbasis liegt diese in der BRD zwischen 13% und 18% und damit die Armutsrisikoschwelle zwischen 781 € und 880 € (3. Armuts- und Reichtumsbericht 2008, S.39).

Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung definiert die Armutsrisikoquote in der Bevölkerung bei 13% (Datenbasis: EU-SILC 2006, europaweite Erhebung von 2005, 3. Armuts- und Reichtumsbericht 2008, S.17). Ohne Sozialtransfers wie bspw. Kindergeld, Sozialgeld oder ALG II läge die Armutsrisikoquote in der BRD doppelt so hoch bei 26% und damit bei einem Viertel der Bevölkerung. Armut in diesem Sinne umfasst mehr als materielle Armut. Sie bedeutet auch Armut an Teilhabe- und Verwirklichungschancen und damit soziale Ausgrenzung und Ausschluss vom gesellschaftlichen Leben (Exklusion). Relative Armut bezieht sich somit auf die physische und die soziale Existenz und ist materielle Armut plus sozio-kulturelle Armut. Verwirklichungschancen (EU-Armutsdefinition nach Amartya Sen) sind Möglichkeiten oder umfassende Fähigkeiten (capabilities) von Menschen, ein Leben führen zu können, für das sie sich mit guten Gründen entscheiden konnten und das die Grundlagen der Selbstachtung nicht in Frage stellt. Armut ist demnach auch ein Mangel an Verwirklichungschancen. Ursachen relativer Armut sind

- Massenarbeitslosigkeit
- prekäre Beschäftigungsverhältnisse
- Trennung und Scheidung
- geringes Bildungsniveau
- Kinderreichtum
- Migrationshintergrund.

Armut in diesem Sinne liegt vor, wenn die Handlungsspielräume von Personen in gravierender Weise eingeschränkt und gleichberechtigte Teilhabechancen an den Aktivitäten und Lebensbedingungen der Gesellschaft ausgeschlossen sind. Armut bedeutet demnach die Ausgrenzung von einem gesellschaftlich akzeptierten Lebensstandard (2. Armuts- und Reichtumsbericht S.9).

Armutsrisiken

Nicht alle Menschen sind gleichermaßen von Armut bedroht bzw. tragen das gleiche Armutsrisiko in sich. Vielmehr gibt es bestimmte Gruppen, die einem erhöhten Risiko unterliegen:

- Minderjährige: Seit 1994 steigt das Armutsrisiko für Kinder über das von Erwachsenen; Proportional sind Kinder häufiger arm als Erwachsene, jeweils im Proporz zur eigenen Gruppe gesehen
- Alleinerziehende: Ca. 40% der Alleinerziehenden sind relativ arm
- Kinder Alleinerziehender: Sie sind nicht nur häufiger arm, sie bleiben es auch länger als Kinder anderer Bevölkerungsgruppen
- Menschen mit Migrationshintergrund: Ihr Armutsrisiko liegt doppelt so hoch wie das der Gesamtbevölkerung (28,2% zu 14,8% nach Sonderauswertung des Mikrozensus 2005)
- Kinder aus Zuwandererfamilie: Die Kinderarmut in dieser Gruppe verdreifachte sich in den 90er Jahren von 5 auf 15%
- Paare mit mehr als drei Kindern: unter den relativ Armen sind 20% Paare mit mehr als drei Kindern
- Arbeitslosigkeit: Die Armutsrisikoquote von Arbeitslosen ist mit 43% mehr als dreimal so hoch wie in der Gesamtbevölkerung. Mit der Aufnahme einer Vollzeitbeschäftigung durch eine/n Erwachsene/n in einer Familie mit Kindern sinkt die Armutsgefährdung von 48% auf 8%, nehmen beide Erwachsenen eine Vollzeitbeschäftigung auf, sinkt das Risiko auf 4% (3. Armuts- und Reichtumsbericht 2008, S.22)
- Menschen mit geringer Bildung/niedrigem Bildungsabschluss: Je niedriger der Bildungsabschluss, umso höher ist das Arbeitslosigkeitsrisiko und damit das Armutsrisiko. Während 2006 die Erwerbslosenquote bei den HochschulabsolventInnen 4% betrug, lag sie zur gleichen Zeit bei Personen ohne beruflichen Abschluss bei 12,2% und damit dreimal so hoch (a. a. O., S.62)
- NiedriglohnbezieherInnen: 12% aller Erwerbstätigen verfügten 2005 über ein äquivalenzgewichtetes Nettoeinkommen unterhalb der statistischen Armutsrisikoschwelle (a. a. O., S.68).

2. Armut und Gender

„Armut ist weiblich“ ist ein politischer Slogan, der darauf verweist, dass Frauen und Männer nicht gleichermaßen von Armut betroffen sind bzw. einem Armutsrisiko unterliegen. Je nachdem, welche Messverfahren angewandt werden, welche Skalen und Fakten zugrunde gelegt werden oder welche Gruppen im Einzelnen betrachtet werden, muss diese Aussage relativiert werden oder bestätigt sich. Deutlich aber wird: als Pauschalaussage ist sie so eindeutig nicht zu halten, sondern weibliche Armut zeigt sich für bestimmte Gruppen und unter bestimmten sozialen Faktoren besonders deutlich.

Armut aus Geschlechterperspektive insgesamt

Die Differenziertheit des Armutsbegriffs und -verständnisses hat zur Folge, dass es auch verschiedene Methoden und Messverfahren gibt, um Armut festzustellen, dass verschiedene Parameter zugrunde gelegt werden und die Armutsrisikogrenzen variieren. So gibt es unterschiedliche Einschätzungen und Berechnungen über die Betroffenheit von Armut, was zur Folge hat, dass je nach Verfahren die Aussagen darüber, welche Bevölkerungsgruppen wie stark von Armut bedroht oder betroffen sind, voneinander abweichen. Dies gilt auch für die Frage, welches Geschlecht besonders von Armut betroffen ist.

Betrachtet man die Gesamtzahlen aller Frauen und Männer, so waren 2003 55,9% aller SozialhilfebezieherInnen weiblich und damit mehr Frauen als Männer. Bei Betrachtung ausschließlich der erwachsenen SozialhilfebezieherInnen waren es 60% Frauen und 40% Männer und damit bereits deutlich mehr Frauen als Männer (Statistisches Bundesamt, zitiert nach: Strengmann-Kuhn). Die Armutsrisikoquote weist dagegen nur geringe Unterschiede zwischen den Geschlechtern aus: 2003 lag sie bei Männern je nach Benutzung der alten oder neuen OECD-Skala bei 12,9% bzw. 12,6% und bei Frauen bei 13,3% bzw. 14,4%. Hier liegen die ermittelten Unterschiede zwischen den Geschlechtern also deutlich niedriger als in der Sozialhilfe. Als Grund hierfür weist Strengmann-Kuhn aus, dass die Dunkelziffer der Sozialhilfe sehr ungleich verteilt ist. Während Alleinerziehende und damit überwiegend Frauen eine hohe Inanspruchnahmequote von Sozialhilfe aufweisen, ist diese bei Familien und insbesondere bei solchen, in denen mindestens eine Person erwerbstätig ist, niedrig und damit die Armut verdeckt. In diesen Familien sind Frauen wie Männer von Armut betroffen, so dass sich statistisch ein deutlicherer Überhang von Frauen zeigt als er real vorhanden ist. „Deshalb sind Frauen in der Sozialhilfe gemessen an ihrem Anteil an der Armutspopulation überrepräsentiert, was nicht durch den unterproportionalen Anteil der älteren Frauen, die aber in der Sozialhilfe nur eine kleine Gruppe darstellen, ausgeglichen wird.“ (a. a. O.). Es zeigt sich, dass je nach Bezugsgröße und Messverfahren die „Weiblichkeit“ der Armut insgesamt variiert und nicht eindeutig zu fixieren ist, Frauen aber in allen Messungen insgesamt einem höheren Armutsrisiko unterliegen als Männer.

Die Frage nach dem Warum hängt wesentlich mit zwei Faktoren zusammen, die wiederum miteinander verschränkt sind: Mit der Erwerbsbeteiligung von Frauen und den gesellschaftlichen Geschlechterbildern und Rollenzuschreibungen. Wer selbst nicht erwerbstätig ist, kann zur Vermeidung eines Armutsrisikos nur auf staatliche Transferleistungen oder eine/n Versorger/in rechnen, begibt sich also allemal in Abhängigkeiten und unterliegt damit einer erheblich größeren Gefahr, in Armut zu geraten. Dies spiegelt sich in der Armutsverteilung wider. Erwerbsarbeit ist also ein Faktor, um das Armutsrisiko zu verringern. Ungelernte Erwerbsarbeit aber führt immer mehr zu Niedriglöhnen, die wiederum oftmals unter der Armutsgrenze liegen und mindert das Armutsrisiko nur marginal. Je höher qualifiziert und je höher bewertet ein Erwerbsarbeitsplatz ist, umso niedriger wird das Armutsrisiko. Bildung und qualifizierte Erwerbsarbeit sind also wesentliche Faktoren zur Vermeidung von Armut. In diesen beiden Bereichen aber gibt es wesentliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern, die letztendlich ursächlich sind für das unterschiedliche Armutsrisiko.

Armut und Bildung

Bildung wird immer mehr zum Schlüssel für eine qualifizierte und damit Existenz sichernde Erwerbsarbeit. Vor dreißig Jahren klaffte eine riesige Lücke zwischen der Bildungsbeteiligung von Mädchen und Jungen. Für Mädchen galt Bildung als nicht so wichtig, da sie letztendlich sowieso zu Hausfrauen und Müttern werden sollten und Erwerbsarbeit entsprechend dem damals geltenden weiblichen Rollenbild höchstens in Notlagen oder als Übergang zwischen Kindheit und Ehe vorgesehen war. Erst der Ruf der Wirtschaft nach mehr qualifizierten Fachkräften führte dazu, dass auch Mädchen in der schulischen Bildung verstärkt gefördert wurden. Heute haben sich die Verhältnisse nahezu umgekehrt: Insgesamt stagniert die Bildungsexpansion in

der BRD seit 1990, doch gibt es innerhalb der Gesamtgruppe der Kinder und Jugendlichen erhebliche Bewegungen²:

- Mädchen erfahren einen deutlichen Bildungsanstieg (Frauenanteil unter den AbiturientInnen stieg von 1990 bis 2005 von 46% auf 55%. Jungen dagegen erfahren eine rasante Bildungsregression: ihr Anteil unter den HauptschulabsolventInnen beträgt 56%. Gymnasien werden mehrheitlich von Mädchen besucht, Hauptschulen von Jungen.
- Laut PISA ist der Anteil von sog. Kompetenzarmen, zum Teil auch als funktionale AnalphabetInnen beschrieben, unter Jungen konstant zwischen 26% und 28% aller Jungen, während es unter den Mädchen lediglich 14% sind.
- Der Bildungsanstieg von Mädchen gegenüber ihren Eltern ist deutlich höher als der von Jungen (um 6-8 Prozentpunkte).
- Nahezu doppelt so viel Jungen wie Mädchen werden verspätet eingeschult.
- Nahezu doppelt so viele Jungen gehen im Vergleich zu Mädchen ohne Abschluss von der Schule ab (7% zu 12%).
- Jungen erhalten im Durchschnitt 2-3mal so gute Noten in Mathe und Physik – das relativiert sich im Zentralabitur, wo das Geschlecht bei der Bewertung nicht sichtbar ist.
- Mädchen schätzen ihre Leistungen in Naturwissenschaften und Mathematik viel niedriger ein als Jungen, selbst wenn die getesteten Leistungen gleichgut oder sogar besser waren³.
- In der Grundschule ist das noch nicht so: hier ist das Selbstkonzept von Mädchen und Jungen in Bezug auf Mathematik noch nahezu gleich, auch wenn Jungen am Ende der Grundschulzeit schon mehr Freude an Mathematik äußern als Mädchen⁴.
- Mädchen sind außerhalb der Schule viel weniger mit Physik und Technik beschäftigt als Jungen, weil diese Bereiche in ihren typischen Spielen kaum eine Rolle spielen. Deshalb sind sie viel stärker auf das in der Schule vermittelte Wissen angewiesen⁵.
- Über die Hälfte aller Jungen aber nur ein Viertel aller Mädchen sagt aus, dass sie nur ungern freiwillig lesen. Zwischen dem 10. und 15. Lebensjahr wächst die Kluft in der Leseleistung zwischen Mädchen und Jungen deutlich an.
- Jungen fühlen sich in der Grundschule weniger wohl als Mädchen, langweilen sich häufiger und schweifen öfter mit den Gedanken ab.
- Mädchen dagegen zeigen ein höheres Engagement und scheinen sich besser konzentrieren zu können.

² Zahlen aus: „Frauen auf dem Sprung“ Die Brigitte-Studie 2008 verfasst von Prof. Jutta Allmendinger, März 2008 und aus: GEW: Selektion nach Geschlecht im Bildungswesen - Bildungsbiographien im Spiegel der Statistik. O.J. http://www.gew.de/Binaries/Binary24824/bildungsbiographie_juni_04.pdf sofern nicht anders ausgewiesen

³ PISA 2003, zitiert nach: GEW (Hg.): Eine Schule für Mädchen und Jungen. Praxishilfe mit Unterrichtskonzepten für eine geschlechtergerechte Bildung; Frankfurt/Main 2007)

⁴ IGLU, zitiert nach: GEW (Hg.): Eine Schule für Mädchen und Jungen. Praxishilfe mit Unterrichtskonzepten für eine geschlechtergerechte Bildung; Frankfurt/Main 2007)

⁵ Stadler, Helga: Warum wir uns mit dem Thema Gender/Geschlecht im Zusammenhang mit naturwissenschaftlichem Unterricht beschäftigen müssen. In: Ministerium für Bildung und Frauen des Landes Schleswig-Holstein (Hg.): „Eine Schule für Mädchen und Jungen. Zusammenfassung der Konferenz vom 31.08.2006

- Eltern beschreiben durchschnittlich das Lernverhalten von Mädchen positiver als das von Jungen⁶.

Bezüglich der Schulbildung sind also deutliche Geschlechterunterschiede zu verzeichnen: Jungen schneiden in der Schule insgesamt schlechter ab als Mädchen. Sie fühlen sich weniger wohl, haben aber mehr Vertrauen in ihre Leistungen und in Naturwissenschaften und Mathematik die Nase vorn. Mädchen sind insgesamt erfolgreicher, interessieren sich zunehmend weniger für Naturwissenschaften und Mathematik und werden - im Gegensatz zu anderen Fächern - hier auch schlechter benotet. Klassische Rollenzuweisungen scheinen hier immer noch immense Auswirkungen auf die Lernchancen und das Lernverhalten von Mädchen und Jungen zu haben. Für Jungen am Rande der Gesellschaft ist lernen uncool, für Mädchen erscheint es immer noch überflüssig und nicht mädchenhaft, sich den Naturwissenschaften oder der Mathematik zuzuwenden. Das Lehrpersonal stärkt diese rollenbedingten Orientierungen oftmals, indem es diesen geschlechtstypischen Orientierungen und Verhaltensweisen zu wenig entgegenwirkt oder sie noch unbewusst bestärkt. Viel zu wenig im Blick ist bisher, dass die Geschlechtszugehörigkeit das Lernen und die Bildungschancen auf vielfältige Weise beeinflusst und Benachteiligungen mit sich bringt und damit frühzeitig geschlechtsspezifische Weichen bezüglich des Armutsrisikos von Mädchen und Jungen stellt.

Armut und Ausbildung

Ein Blick in das Ausbildungssystem zeigt, dass hier die geschlechtsspezifischen Benachteiligungen und Unterschiede noch massiver sind als in der schulischen Bildung⁷:

- Das Verhältnis von Jungen zu Mädchen im dualen Ausbildungssystem ist 100:70. Viel mehr Jungen als Mädchen absolvieren also eine Ausbildung im dualen System.
- 55% der jungen Frauen eines Jahrgangs münden in eine Ausbildung im dualen System, bei den Jungen sind es 68%.
- Das Verhältnis von Jungen zu Mädchen an Berufsfachschulen beträgt 100:155. Ausbildungen an Fachschulen werden somit im Schwerpunkt von Mädchen absolviert.
- 2/3 der AusbildungsabbrecherInnen sind männlich.
- Häufigste Ausbildungsberufe bei Männern sind KFZ-Mechatroniker, Elektroniker, Anlagenmechaniker, Maler/Lackierer und Kaufmann im Einzelhandel.
- Häufigste Ausbildungsberufe bei Frauen sind Bürokauffrau, Arzthelferin, Kauffrau im Einzelhandel, Friseurin und zahnmedizinische Fachangestellte.

Jungen entscheiden sich häufiger für Ausbildungen im dualen System. Damit erhalten sie bereits in der Ausbildung Gehalt und haben Kontakt zu Betrieben. Die häufige Entscheidung von Mädchen für Fachschulausbildungen gewährleistet diese Vorteile nicht. Die Berufe, in die Mädchen und Jungen mehrheitlich münden, sind sehr klassisch rollenspezifisch: Handwerk und Technik bei Jungen, Soziales, Schönheit und Pflege bei Mädchen. Diese Verteilung ist seit Jahrzehnten nahezu

⁶ GEW (Hg.): Eine Schule für Mädchen und Jungen. Praxishilfe mit Unterrichtskonzepten für eine geschlechtergerechte Bildung; Frankfurt/Main 2007)

⁷ GEW: Selektion nach Geschlecht im Bildungswesen - Bildungsbiographien im Spiegel der Statistik; http://www.gew.de/Binaries/Binary24824/bildungsbiographie_juni_04.pdf

unverändert, weil die Wirtschaft hochgradig geschlechtstypische Einstellungsentscheidungen trifft und Jugendliche sich entsprechend ihren Geschlechterrollen verhalten. Diese Segregation des Ausbildungsmarkts nimmt beiden Geschlechtern eine große Spannweite möglicher Berufe, wobei die Segregation auf Seiten junger Frauen noch deutlich größer ist als bei jungen Männern. Geschlechtergerechte Ausbildung würde aber bedeuten, dass Mädchen und Jungen unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit und den dazu gehörigen sozialen Zuschreibungen frei wählen könnten, welcher Beruf ihnen liegt und was sie interessiert. Und geschlechtergerechte Ausbildung würde das Armutsrisiko von Frauen und Männern gleichwertig verteilen. So aber legt die Ausbildung für Frauen bereits ein erhöhtes Armutsrisiko an.

Armut und Erwerbstätigkeit

36% der ost- und 32% der westdeutschen Frauen sowie 45% der ost- und 48% der westdeutschen Männer bestreiten ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus Erwerbseinkommen⁸. Hier besteht also immer noch ein erheblicher Unterschied zwischen Frauen und Männern, der Folgen bezüglich des Armutsrisikos hat. Der durchschnittliche Bruttostundenverdienst von Frauen liegt in der BRD immer noch deutlich unter dem der Männer (2006 bei 24%). Während 8% der Männer in Teilzeit arbeiten, ist es bei den Frauen ein Drittel der Erwerbstätigen. Trotzdem sind unter den armen Erwerbstätigen mehr Männer als Frauen, und die Armutsrisikoquote bei der Einkommensarmut beträgt bei Frauen 13% und bei Männern 12% und ist dadurch nahezu gleich. Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Ursächlich hierfür sind die Gesamtlebenslagen in Verbindung mit den jeweiligen Einkommen: Einerseits liegt die Armutslohnquote bei erwerbstätigen Frauen fast dreimal so hoch wie bei erwerbstätigen Männern. 18,3% der Erwerbstätigen haben einen Nettomonatslohn unter der Armutsgrenze. Unter den Männern sind es 10%, unter den Frauen 29,6% (Datengrundlage: SOEP 1998, zitiert nach Strengmann-Kuhn). Über zwei Drittel der Erwerbstätigen mit einem Armutslohn sind Frauen. Trotzdem sind deutlich weniger Frauen mit einem solchen niedrigen Einkommen arm, d.h. ein Armutslohn führt bei Männern viel häufiger zu Armut als bei Frauen. Die bedingte Armutsquote liegt bei ihnen mit 12,2% bei weniger als der Hälfte der von Männern (27,4%). Das liegt daran, dass gering verdienende Frauen häufiger mit einem besser verdienenden Mann zusammen leben als umgekehrt, so dass sie durch das Einkommen des Mannes/Partners aus ihrem Armutsrisiko herausgelöst werden. Gleichzeitig werden deutlich mehr Männer als Frauen, die keinen Armutslohn beziehen, durch den Haushaltskontext arm (70% sind Männer, 30% sind Frauen). Bei Frauen ist es also eher das eigene Einkommen, dass zu Armut führt, bei Männern eine Familienkonstellation, in der die Partnerin nicht erwerbstätig ist, wobei dies häufig damit verbunden ist, dass die Partnerin Kinder versorgt. Das klassische Modell: Mann Vollzeit erwerbstätig, Frau nicht erwerbstätig birgt eine dreimal so hohe Armutsquote wie die aller Erwerbstätigen insgesamt. Während die Armutsquote unter den Erwerbstätigen bei 5,5% liegt, liegt sie in der klassischen Verteilung bei 14,5%. Nur Alleinerziehende haben eine noch höhere Armutsquote mit 18,4%. Arbeitet die Partnerin auch Vollzeit, liegt das Armutsrisiko bei 4,1%, und bei einer weniger als Vollzeit arbeitenden Partnerin liegt das Risiko bei 4,0% und damit gleich hoch. Das Armutsrisiko Erwerbstätiger ist zusammengefasst also sehr hoch,

- wenn Frauen erwerbstätig sind

⁸ Mogge-Grotjahn 2008, S.355

- wenn ein/e Erwachsene/r alleine für die finanzielle Versorgung der Familie zuständig ist
- wenn Erwachsene allein erziehend sind.

Das Armutsrisiko ist also eng verbunden mit den Geschlechterrollen: Die immer noch nahezu ungebrochene Zuweisung der Kinderversorgung und -erziehung an Frauen in Kombination mit mangelnder Kinderbetreuung außerhalb der Herkunftsfamilie und der Unterbrechung der Erwerbsarbeit im Zuge der Kindererziehung und -betreuung, der Erwerbsarbeitsstatus von Frauen als „Zuverdienerinnen“ und der Status von Männern als Versorger und die nicht zuletzt daraus resultierende unterschiedliche Entlohnung von Frauen und Männern und entsprechende steuerrechtliche Regelungen sind Ursache und Wirkung eines Prozesses, der Frauen einerseits in Armut und Abhängigkeit vom Partner drängt und Frauen, Männer und Kinder trotz Einkommen des Mannes über der Armutsrisikogrenze in relative Armut abdrängt. Die geringe und die geringfügige Erwerbsbeteiligung von Frauen hat ihre Ursachen in klassischen Geschlechterrollenzuschreibungen und führt gleichzeitig wieder in ebensolche Rollen. Und betroffen sind - anders als dies oftmals dargestellt wird - nicht nur die Frauen selbst, sondern ebenso ihre Partner und Kinder, deren Armutsrisiko trotz eines Familieneinkommens oberhalb der Armutsgrenze steigt. Von einer Veränderung dieser Verkettung würden also nicht nur die Frauen profitieren.

Armut, Bildung und Beschäftigung

Auch weiterhin ist ein deutlicher Zusammenhang von Bildung und Beschäftigungschancen zu verzeichnen⁹: Je höher die Bildung, umso größer die Beschäftigungsquote. Bei den Frauen sind es im OECD-Mittel 79,4 % aller Frauen mit einem tertiären Bildungsabschluss, die in Beschäftigung waren (EU 81,2%, BRD 79,8%), bei den Männern sogar 89,1% in der OECD und 88,5% in der EU (BRD 87,6%). Dramatisch niedriger liegen dagegen die Erwerbsquoten bei Personen mit einem Abschluss unterhalb des Sek II-Abschlusses: So waren lediglich 47,6% der Frauen mit solchen Abschlüssen im OECD-Mittel erwerbstätig (EU 45,2%, BRD 46,4%) und 70,3% der Männer (EU 66,6%, BRD 64,6%).

Besonders gravierend ist der Zusammenhang von Bildung und Beschäftigung bei den Frauen: In der BRD unterscheidet sich die Beschäftigungsquote um 33% Punkte zwischen den Frauen mit hohem oder niedrigen Bildungsabschluss. Bei den Männern sind es noch 23%. Frauen sind insgesamt weniger in Beschäftigung als Männer, und je niedriger die Bildung, desto gravierender die Bedrohung, keine Beschäftigung zu finden. Männliche Hochschulabsolventen haben immer noch die besten Aussichten auf einen Erwerbsarbeitsplatz, Frauen mit einer geringen Bildung die schlechtesten. Der Bildungsgrad ist der wesentliche Faktor, der den Zugang zum Arbeitsmarkt bestimmt, und die Geschlechtszugehörigkeit spielt wiederum innerhalb beider Bildungsgruppen eine Rolle zu Ungunsten von Frauen. Dabei gilt: je niedriger der Bildungsabschluss, desto höher der Erwerbsbeteiligungsunterschied zwischen Frauen und Männern. Liegt er in der EU bei den hoch Ausgebildeten bei 7,3 Prozentpunkten zu Ungunsten der Frauen, so ist er bei Personen mit einer Ausbildung unterhalb des SekII-Abschlusses mit 21,4 Prozentpunkten Unterschied zwischen Frauen und Männern dreimal so hoch (BRD: 7,8 zu 18,2 Prozentpunkte). Da Arbeitslosigkeit ein wesentlicher Faktor des Armutsrisikos darstellt, zeigt sich hier, dass Frauen auch bei besserer Bildung stärker von Arbeitslosigkeit betroffen und damit einem Armutsrisiko ausgesetzt sind. Die Bildung von Frauen müsste also noch

⁹ Die folgenden Zahlen sind dem Bericht „Bildung auf einen Blick“ der OECD von 2008 entnommen.

viel besser werden als die von Männern, um das Arbeitslosen- und damit das Armutsrisiko bezogen auf den Faktor Arbeitslosigkeit gerecht zwischen den Geschlechtern zu verteilen. Dies ist allerdings nur als mathematische Gleichung gemeint. Politisch muss vielmehr daran gearbeitet werden, dass das Arbeitslosenrisiko von Frauen deutlich abgebaut wird und ihre Bildungsanstrengungen und -erfolge entsprechende positive Auswirkungen auf ihre Arbeitsmarktchancen haben.

Armut im Alter

Um Armut im Alter (und bei Erwerbsminderung) zu bekämpfen, wurde 2003 die Grundsicherung eingeführt. Sie ist - abgesehen von hohem Einkommen über 100.000 € jährlich - unabhängig vom Einkommen von Kindern oder Eltern und dient der Behebung insbesondere der verschämten, verdeckten Armut. Menschen, die anspruchsberechtigt sind, brauchen also in der Regel nicht zu fürchten, dass ihre Angehörigen zur Zahlung herangezogen werden und nehmen die Hilfe deshalb u. U. öfter in Anspruch. 2006 waren 57% der Beziehenden der Grundsicherung weiblich und 43% männlich. Das entspricht einem Anteil von 1,1% bzw. 0,9% aller Frauen und Männer ab 18 Jahren. Wegen dauerhafter Erwerbsminderung beziehen mehr Männer als Frauen Grundsicherung (0,7% der Bevölkerung zwischen 18 und 65 Jahren im Vergleich zu 0,5%), die Altersgrundsicherung dagegen beziehen mehr Frauen als Männer: 2,6% aller Frauen ab 65 Jahre bezogen 2006

Altersgrundsicherung gegenüber 1,8% der Männer. Ursächlich hierfür ist einerseits, dass Frauen eine deutlich längere Lebenserwartung haben als Männer und damit eine längere Altersphase aber mehr noch, dass Frauen durch Lebensphasen ohne eigenes Erwerbseinkommen und durch niedrigere Löhne einen durchschnittlichen Rentenanspruch von 50% im Vergleich zum durchschnittlichen Rentenanspruch von Männern haben. Altersarmut hat deutlich weibliche Züge und ist die Folge einer Geschlechterpolitik, die kinderbezogene Ausfallzeiten Frauen zuschreibt und keine adäquaten Ersatzleistungen für die Alterssicherung bietet.

Armut und Lebensformen

Das Konzept der lebenslangen Versorgungspartnerschaft, wie es vor 30 Jahren noch weit verbreitet war, ist heute nur noch eins unter vielen. Familienzentrismus weicht einer zunehmenden Individualisierung von weiblichen und männlichen Lebensläufen. Ein Drittel der Haushalte in der BRD sind inzwischen Singlehaushalte. 16% der Kinder wachsen inzwischen bei Alleinerziehenden auf, die 13% der Familien ausmachen¹⁰. Alleinerziehende Mütter sind in weit höherem Maße vertreten als allein erziehende Väter. Bundesweit sind im Mai 2000 82 % aller Alleinerziehenden Mütter und 18 % sind Väter. Das Armutsrisiko der Mütter erhöht sich durch die Doppelbelastung, Kinderversorgung und Einkommenssicherung zu vereinbaren und durch nicht gezahlten Unterhalt.

Trennung und Scheidung führen zu wechselnden Familienkonstellationen. Trotzdem leben über 40% der westdeutschen Frauen überwiegend vom Einkommen des Partners (gegenüber 1% der westdeutschen Männer). In den neuen Bundesländern sind es nur 5% der Frauen und unter 1% der Männer. Deutlich werden hier die unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollenbilder von Frauen und Männern insgesamt und in Ost- und Westdeutschland. Die Rolle der Zuverdienerin oder der Hausfrau und Mutter als Lebenskonzept ist offenbar in der westlichen BRD tief verwurzelt, in der DDR war dies offenbar nicht der Fall. Dieses Konzept aber hält

¹⁰ Statistisches Bundesamt (Hg): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Reihe 3 Haushalte und Familien. Vorbericht 2000. Fachserie 1. Ergebnisse des Mikrozensus. Metzler-Poeschel: Stuttgart 2000, S.25

Frauen in Abhängigkeit zu einem Lebensmodell, das immer seltener tatsächlich langfristig hält, wodurch das Armutsrisiko dieser Frauen deutlich anwächst.

Wege aus der Geschlechterfalle - Armutsbekämpfung ist auch Gleichstellungspolitik

Armut ist weiblich, weil gesellschaftliche Vorstellungen von der weiblichen Rolle Frauen immer noch zu viele Hürden auferlegen und sie gerade in den Lebensbereichen benachteiligen, die für ein Armutsrisiko relevant sind: indem Frauen im Bildungs- und Ausbildungsbereich soziale und pflegende Tätigkeiten zugewiesen werden, die wiederum oftmals am Rande der Armutsgrenze entlohnt werden, indem Frauen deutlich weniger Lohn erhalten als Männer für ihre Erwerbsarbeit und indem ihnen weiterhin die Kinderbetreuung und die Versorgung ihres privaten Umfelds auferlegt wird, was die Möglichkeiten der eigenständigen Versorgung durch Erwerbsarbeit deutlich mindert und damit das Armutsrisiko erhöht. Folge ist, dass Frauen verstärkt in Abhängigkeiten geraten: zu sozialen Transferleistungen und zu Partnern. Alle Maßnahmen, die zur Armutsbekämpfung eingesetzt werden, müssen die durch Rollenzuweisungen bedingten Schief lagen zwischen Frauen und Männern beachten und abbauen, sollen sie langfristig wirksam sein. Dazu gehört:

- Die Erwerbsbeteiligung von Frauen und insbesondere von Müttern muss erhöht werden; selbst eine Teilzeitbeschäftigung von Frauen reduziert das Armutsrisiko von Familien bereits um 10 Prozentpunkte.
- Steuerlichen und sozialrechtlichen Förderungen klassischer Arbeitsverteilung in der Familie ist mit entsprechenden Maßnahmen entgegen zu treten, um das Armutsrisiko zu reduzieren.
- Die Kinderbetreuungsmöglichkeiten außerhalb der Familie sind so auszubauen, dass es beiden PartnerInnen möglich ist, einen finanziellen und einen sozialen Beitrag zur Familie zu leisten.
- Die Einkommen von Frauen und Männern müssen egalisiert werden; Dies ist eine Voraussetzung dafür, dass in Familien - und insbesondere in Familien mit geringem Einkommen - überhaupt eine Wahlchance besteht bezüglich der Verteilung von Erwerbsarbeit und Familienarbeit.
- Die alleinige oder zumindest mehrheitliche Zuständigkeit von Frauen für die Kindererziehung und -betreuung führt zu einem deutlich erhöhten Armutsrisiko von Frauen: als Alleinerziehende und als Rentnerinnen; Auch aus diesem Grund gilt es, die Verteilung der Erwerbsarbeit zwischen den Geschlechtern anzugleichen.
- Ein Mehr an Erwerbsarbeit auf Seiten von Frauen in Familien mit Kindern muss mit einem Äquivalent an Erwerbsarbeitsreduktion auf Seiten von Männern einher gehen; Dies liegt im Interesse der Kinder aber auch der Männer und Frauen, führt zu einer besseren Balance von Familien- und Erwerbsarbeit und verteilt das Armutsrisiko gerechter zwischen den Geschlechtern.
- Staatliche Transferleistungen müssen so erweitert werden, dass Kindererziehung und -betreuung das Armutsrisiko nicht erhöht¹¹.
- Der männlichen und weiblichen Konnotation von Schulfächern, Lebens- und Bildungsbereichen, Berufen und Beschäftigungen muss ebenso entgegen gewirkt werden wie ihrer unterschiedlichen Bewertung und Entlohnung, damit Frauen und Männer gleiche Chancen haben, ihren Lebensunterhalt durch Erwerbsarbeit in allen Bereichen und Wirtschaftszweigen zu bestreiten.

¹¹ Thesen siehe Strengmann-Kuhn

Das Armutsrisiko von Frauen und Männern wird nur dann gleichberechtigt verteilt werden können, wenn stereotype Geschlechterrollen aufgebrochen und alle notwendigen Arbeiten sowohl in der Erwerbsarbeit als auch in der Familie gleichmäßig aufgeteilt werden und wenn die geschlechtsspezifische Segmentierung von Ausbildungs- und Arbeitsmarkt aufgehoben wird. Armutsbekämpfung muss als auch Gleichstellungspolitik verstanden werden.

Zur Person:

Dr. Claudia Wallner; freiberufliche Referentin, Autorin, Praxisforscherin und -beraterin. Seit 20 Jahren mit Fragen der Gleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit insbesondere im Feld der Kinder- und Jugendhilfe befasst. Arbeitsschwerpunkte: Lebenslagen von Mädchen, Mädchenarbeit, gendergerechte Pädagogik und Kinder- und Jugendhilfe, Gender in der Bildung

www.claudia-wallner.de

